



Der Zielstrebige

Andreas Heinrich, 34, Nanotechnologie-Forscher, IBM-Labor Almaden, Kalifornien, neben einem von ihm entwickelten Rastertunnelmikroskop. Es gab nichts, was Andreas Heinrich hätte halten können – er wollte weg aus Göttingen und kannte nur ein Ziel: IBMs „Almaden Research Center“ im Silicon Valley. In Heinrichs Spezialgebiet, der Untersuchung einzelner Atome mit Rastertunnelmikroskopen, gibt es nirgendwo etwas Vergleichbares: „Da ist IBM weltweit führend, dies ist das beste Labor“, sagt der 34-Jährige. Da es keine Stelle für ihn gab, „musste ich dafür sorgen, dass eine neue geschaffen wird“. Er finanzierte sie selbst, größtenteils durch ein Stipendium der Humboldt-Stiftung. „Natürlich wollen die, dass man wieder zurückkommt“, sagt Heinrich.

Doch erst mal macht er in Kalifornien Karriere: Zusammen mit Kollegen gelang es dem Jungforscher, aus einzelnen Molekülen eine winzige Rechenmaschine zu formen – die Nachricht davon ging um die Welt, und Heinrich folgt ihr; im Durchschnitt ist er eine Woche pro Monat auf Reisen, um auf Kongressen seine Arbeit vorzustellen. Nebenher wechselt er sich mit seiner Frau dabei ab, Töchterchen Sierra (ein Jahr) von der Tagesmutter abzuholen, und überlegt, wie sein nächster beruflicher Schritt aussehen könnte. Bei IBM bleiben? An eine amerikanische Uni wechseln? Zurück nach Deutschland? Alles denkbar, sofern die Bedingungen stimmen: „Für meine Forschung brauche ich mindestens eine Million Euro, um überhaupt anfangen zu können“, erklärt er selbstbewusst. Dazu gute wissenschaftliche Mitarbeiter – „und dann kommt's aufs Gehalt an ...“

Besten hauen ab

Amerika kauft die Spitzenforscher der Welt – auch in Deutschland. Fast 80 000 sind dem Ruf bereits gefolgt. Ein gefährlicher **ADERLASS FÜR WISSENSCHAFT UND WIRTSCHAFT**. Die Lockmittel sind Geld und Karrierechancen. Der *stern* besuchte die Elite im Exil, wo ihr weder Bürokratie noch Sparzwang die Arbeit erschweren



„Ich habe in diesem Jahr **ungeheuer** viel gelernt“



Der Idealist

Jörg Gerlach, 42, Professor für experimentelle Chirurgie und Bio-Engineering, McGowan Institute, Pittsburgh, mit zwei Bioreaktoren für den Einsatz in der Stammzellenforschung. Als Jugendlicher gewann Jörg Gerlach bei „Jugend forscht“ mit Sonnenkollektoren, aber berühmt wurde er als Mediziner: In seiner Heimatstadt Berlin entwickelte er an der Charité wegweisende Therapien für die Behandlung von Lebererkrankungen mit Zellen. Im vergangenen Jahr bekam er ein Angebot vom McGowan Institute für regenerative Medizin in Pittsburgh, und „es war überwältigend“. Volle Professur, doppelt so viel Gehalt, viermal so viel Forschungsgeld, modernes Gerät – zu gut zum Neinsagen. Die Amerikaner wollten ihn ganz und gar und so schnell wie möglich. Aber Gerlach, der Charité und der Humboldt-Universität stark verbunden, hatte einen Kompromiss im Sinn. Er schlug beiden Seiten eine Art Job-Sharing vor: 80 Prozent Amerika, 20 Prozent Berlin, „damit meine Arbeit, drei große Projekte, eben auch dort fortgeführt werden kann“. Das klang logisch und vernünftig. Aber es folgte ein „lästiger und ärgerlicher Kampf“ mit Verwaltern und Bürokraten, die zunächst sagten: „So was hat es noch nie gegeben.“ Doch Jörg Gerlach ließ nicht locker, überzeugte die Amerikaner, nahm hin, dass er in Pittsburgh eben nur 80 Prozent des Gehalts bekommt. Und auch die Berliner hatten schließlich ein Einsehen: Gerlach bekleidet dort eine 20-Prozent-Stelle für experimentelle Chirurgie – allerdings „ohne Fortsetzung der Bezüge“. Manchmal fragt er sich, „ob ich jetzt der Dumme bin“ und warum er sich das antut, „dieses Schwimmen gegen den Strom“. Aber Pro schlägt Contra klar: „Ich habe in diesem Jahr ungeheuer viel gelernt.“ Geld hin, Geld her – Jörg Gerlach ist ein Idealist. Und Idealismus ist sowieso unbezahlbar.



Der Nobelpreis-Kandidat

Thomas Tuschl, 37, Biochemiker, Molekularbiologe und Genforscher, Rockefeller University, New York Morgens um zehn ist Kaffeepause, und Thomas Tuschl versammelt seine Mitarbeiter in einem kleinen Sitzungszimmer im zehnten Stock der Rockefeller University in New York City. Tief unten fließt der East River, und hier oben diskutieren sie nun über das Für und Wider der Forschung in Amerika. Es ist eher eine Diskussion über das Für. Tuschl, 37, sitzt am Kopfende des Tisches. Seine Mitarbeiter nennen ihn Tom, die Fachpresse „Wunderkind“ und „Shooting Star“. Er wird bereits als Anwärter auf den Nobelpreis gehandelt, weil er ein Prinzip entwickelt hat, mit dem Humangene abgeschaltet werden können – eben auch solche, die Krebs oder Aids auslösen. Tom Tuschl sieht das gelassener, viel bescheidener: „Es ist ein heißes Feld der Forschung, die Ergebnisse dienen der Medizin, und deswegen schauen so viele

Leute darauf.“ Das Ausland jedenfalls wurde auf Tuschl alsbald aufmerksam, und Anfang vergangenen Jahres zog er mit seiner Frau von Göttingen nach New York City. Die Rockefeller University hatte ihm ein Start-up-Paket in Millionenhöhe geboten, damit finanziert er die ersten Jahre und einen Stab von Mitarbeitern aus der ganzen Welt. Junge Leute, wissbegierig wie er, der beste Nachwuchs der besten Unis. Gewiss, er hätte in Deutschland bleiben können, sie hätten ihm irgendwann eine C-4-Professur angeboten und damit „viel Bürokratie, viel Papierkram, wenig Forschung“. Aber er wollte „den nächsten Schritt gehen“ und den geistigen Austausch suchen mit den Besten der Besten. Kann sein, dass er irgendwann doch zurückkehrt, denn „die deutsche Forschung ist besser als ihr Ruf“, sagt er und lobt besonders das „Biofuture“-Programm der Bundesregierung. Dann zieht es Thomas Tuschl zurück an seinen Computer. Er sagt: „Ich muss noch ein Patent anmelden.“

Von **KARSTEN LEMM, MICHAEL STRECK, JAN CHRISTOPH WIECHMANN** und **BÄRBEL SCHMIDT** (Fotos)

Falls es eines Tages gelingt, Krankheiten wie Krebs, Aids oder Hepatitis zu besiegen, dann vielleicht auch dank Thomas Tuschl: Am Max-Planck-Institut für biophysikalische Chemie in Göttingen entdeckte der 37-Jährige einen Weg, gezielt einzelne Gene abzuschalten – eine medizinische Sensation, die in Fachkreisen erst auf Skepsis stieß und bald auf weltweiten Applaus. Schon jetzt wird Tuschl als Anwärter auf einen Nobelpreis gehandelt.

Aufsehen erregte auch Jörg Gerlach. An der Charité entwickelte der 42-jährige Berliner wegweisende Therapien zur Erneuerung von Zellen. Leberpatienten etwa können mit Hilfe der von ihm entwickelten „Bioreaktoren“ so lange entlastet werden, bis ein Spenderorgan gefunden ist oder sich die Leber wieder erholt hat.

Einen riesigen Schritt voran brachte der Physiker Andreas Heinrich die Wissenschaft auf kleinstem Raum: Er konstruierte ein Rastertunnelmikroskop, mit dem

Atome nicht nur beobachtet, sondern auch neu ausgerichtet werden können. Von Berlin bis Tokio erklärt der 34-Jährige nun vor Fachpublikum, wie seine Erfindung helfen könnte, Computer auf die Größe eines Staubkorns zu schrumpfen.

Drei hochtalentierten Nachwuchswissenschaftler, drei Beispiele für Spitzenleistungen deutscher Forscher – doch keiner der drei lebt und arbeitet noch hier: Thomas Tuschl zog es vor gut einem Jahr nach New York; die Rockefeller University machte ihm ein millionenschweres Übernahmeangebot, das zu gut war, um es aus-

zuschlagen. Andreas Heinrich entwickelte sein Mikroskop im Silicon Valley für die Computerfirma IBM. Jörg Gerlach wechselte nach seinem Erfolg zum McGowan Institute nach Pittsburgh, und nur weil er seine Arbeit an der Charité nicht ganz aufgeben wollte, ist er Berlin zumindest zum Teil erhalten geblieben.

DIE DREI FORSCHERSTARS in der Fremde stehen für ein dramatisches Problem, das Deutschland plagt und passenderweise einen englischen Namen trägt: „Brain Drain“ – die Abwanderung hochbegabter



Der Ruhelose

Sebastian Thrun, 36, Professor für künstliche Intelligenz, Stanford University, Kalifornien, mit einem selbststeuernden Modellhelikopter Neulich im Karibik-Urlaub auf den Cayman Islands hat Sebastian Thrun sehr gelitten. „Wenn ich am Strand sitze, werde ich nervös“, sagt er. „Ich bin fast verrückt geworden, weil ich lieber nachdenke und was Neues anfang.“ Daheim an der Uni Stanford bringt der Roboter-Experte zum Beispiel Modellhubschraubern bei, ohne menschliche Hilfe zu fliegen – keine leichte Aufgabe, denn „Hubschrauber sind wie ein Fön, der über dem Tisch schwebt“, erklärt Thrun, als Kind ein eifriger Bastler mit Fischertechnik. Mit 27 wurde ihm zum ersten Mal eine Professur angeboten; das war noch vor seiner Promotion an der Universität Bonn, und natürlich kam das Angebot aus Amerika: „In Deutschland gab es überhaupt keinen Karrierepfad, der dem gleichkam.“ So ging Thrun nach Pittsburgh, an die Carnegie Mellon University, die Hochburg der Roboterforschung, machte sich einen Namen und bekam im vorigen Sommer eine Lebensstelle in Stanford angeboten. Eine schöne Leistung in seinem Alter? I wo, sagt der 36-Jährige: „Ich gehöre schon zum alten Eisen.“ In seinem Forschungsgebiet sei das kreative Potenzial Mitte dreißig weitgehend erschöpft. Deshalb findet er Juniorprofessuren „eine gute Sache“, auch wenn das Konzept noch Feinschliff braucht: „Man muss den Leuten Verantwortung geben, wenn sie jung sind.“ Das Max-Planck-Institut wollte seinem Rat folgen und sprach mit ihm vor einigen Jahren über eine Stelle. Thrun beriet sich mit seiner Frau Petra, „aber es fühlte sich an wie der falsche Karriereschritt. Ich bin gerne Gastarbeiter.“

„Ich gehöre schon zum **alten Eisen**“

junger Wissenschaftler ins Ausland, vorzugsweise in die USA, wo sie bessere Arbeits- und Karrierechancen sehen.

Laut einem Bericht der Europäischen Kommission arbeiten allein 70 000 Deutsche, die Naturwissenschaften oder Technik studiert haben, in den USA. Hinzu kommt die Elite: rund 7200 junge Männer und Frauen mit Dokortitel und dem Potenzial, herausragende Forscher zu werden. Deutschland subventioniere so „indirekt, aber nicht unerheblich“ die USA, sagt Forschungsministerin Bulmahn.

Auch in Brüssel schlagen Politiker Alarm. Philippe Bousquin, EU-Kommissar für Forschung, spricht von „Europas verlorenen Söhnen und Töchtern“ und meint damit die 400 000 Forscher, die in die USA gegangen sind. Was ihn besonders beunruhigt: Sagte früher jeder Zweite, er wolle eines Tages wieder zurück in die Heimat, ist es heute nur noch jeder Vierte.

Selber schuld, meinen viele, die fortziehen. Sie beklagen das starre Korsett der

europäischen Universitätsbürokratie, die karge Ausstattung, mangelnde Internationalität und zu wenig Handlungsspielraum – gerade für junge Wissenschaftler. „Die Struktur in Deutschland ist im Allgemeinen ‚top-down‘, von oben nach unten, sagt Alfred Spormann, Professor für Mikrobiologie an der Universität in Stanford, Kalifornien. Er ist vor 15 Jahren übergesiedelt – weil er hoffen konnte, in den USA Karriere zu machen, ohne sich habilitieren zu müssen, ohne jahrelang einem Professor zuzuarbeiten. „Hier bin ich niemandem verpflichtet“, sagt der 45-Jährige, „es ist im Prinzip meine Sache, was ich mache.“

Spormann ist Experte für die Bildung von Bakterienfilmen und leitet ein ganzes Team junger Forscher, in dem auch vier Deutsche arbeiten – junge Wissenschaftler, die nach ihrer Promotion eine Zeit lang ins Ausland gehen, um ihren Horizont zu erweitern. Das Problem ist nur: Viele der Talente bleiben hängen, weil sie attraktive Angebote bekommen, und zumindest →



Der Unternehmer

Willy Wriggers, 35, Bio-Informatiker, University of Texas, Houston, mit Ehefrau Hilary in der heimischen Küche

Willy Wriggers läuft immerfort zwischen zwei Gebäuden der University of Texas in Houston hin und her: In einem steht ein Elektronenmikroskop, mit dem der 35-Jährige die Struktur von Erbmaterial untersucht; 200 Meter weiter tüfteln seine Mitarbeiter Computermodelle aus, die helfen sollen, die Baupläne der Natur besser zu verstehen.

Das Ganze hat etwas Improvisiertes, weil Wriggers erst vor wenigen Monaten aus San Diego nach Houston gewechselt ist. Er war dort Juniorforscher am Scripps Institute – eine der besten Adressen in der Biomedizin. Doch nach drei Jahren hatte der gebürtige Ingolstädter das Gefühl, „dass mein Marktwert höher war als das, was Scripps bot“. Houston lockte mit einer Doppelprofessur für Informatik und Molekularmedizin und finanzierte ihm den Aufbau eines eigenen Labors. Scripps dagegen beharrte auf Traditionen und Hierarchien. „Die hatten das europäische Modell, und dafür bin ich nicht in die USA gegangen. Ich wollte schon die Freiheiten nutzen, die sich hier bieten.“

In Houston wohnt Wriggers mit seiner Frau Hilary in einem schicken neuen Haus, er hat keinen Vorgesetzten, ein Team von acht Mitarbeitern und verwaltet einen Millionenetat. Der Einzige, dem er Rechenschaft schuldet, ist er selbst. „Im Grunde arbeiten wir hier wie Unternehmer“, sagt er, „nur dass es nicht darum geht, sich persönlich zu bereichern.“ Den Preis für die Freiheit zahlt Wriggers gern: ständiger Wettbewerb um staatliche und private Fördergelder, gepaart mit einer hohen Erwartungshaltung. „Im Moment bauen wir auf, und das ist in Ordnung. Aber im nächsten Jahr müssen dann auch Resultate kommen.“

Hochschulen obendrein von der Sitte profitieren, dass Firmen und reiche Privatleute – oft Ehemalige – ihnen Abermillionen an Spenden zustecken.

Wen wundert es da, dass der deutsche Akademikernachwuchs lieber in Amerika bleibt? Selbst wenn er unter Heimweh leidet: „Ich vermisse die Familie, die Freunde, das Essen“, klagt Ines Mergel, Wirtschaftswissenschaftlerin in Harvard. Aber eine Rückkehr ist für die Hannoveranerin nicht vorstellbar. „Hier in Amerika wird man sofort Assistenzprofessor“, sagt sie. „Es gibt unendlich viele Stellen. In Deutschland sehe ich für mich derzeit keine Perspektive.“

Natürlich gibt es Nachteile: Man ist weit weg von daheim und kommt selten dazu, die Familie zu besuchen. Denn wer in der Wirtschaft arbeitet, beginnt mit zehn Tagen Urlaub im Jahr.

Und dann ist da die Sache mit dem Geld, denn die Freiheit hat ihren Preis. „Man muss alles selber finanzieren und 'ne Menge arbeiten, um das Geld fließen zu lassen“, sagt Sebastian Thrun. Der 36-Jährige ist Roboter-Experte und leitet das Institut für künstliche Intelligenz an der kalifornischen Stanford University. „Ich bekomme keine direkten Mittel von der Uni.“ Man sieht ihm an, dass er nur drei Stunden geschlafen hat – ein Antrag auf Förderung durch die „Darpa“, den Forschungsarm des US-Verteidigungsministeriums, musste in der Nacht noch fertig →

an den Spitzenuniversitäten sind die Arbeitsbedingungen häufig paradisiatisch.

Alfred Spormann ist mit seinem Team gerade in das neue „Bio-X Clark Center“ gezogen, einen Palast aus Stahl und Glas, entworfen vom Star-Architekten Lord Norman Foster, finanziert von James Clark, einem der Gründer der Internetfirma Netscape. Auf drei Etagen arbeiten Physiker, Neurologen, Biologen, Informatiker und Chemiker. „Das ist so, als ob alle Max-Planck-Institute an einem Ort vereint wären“, schwärmt Spormann.

WENN ES UMS GELD GEHT, hat Amerika es besser: Im Jahr 2000 gaben die USA 287 Milliarden Euro für Forschung und Entwicklung aus – 121 Milliarden mehr als die EU-Staaten. Der Abstand hat sich seit 1994 verdoppelt. Die Europäer versuchen verzweifelt aufzuholen. 2002 beschlossen sie, ihre Forschungsgelder massiv zu erhöhen – von durchschnittlich 1,9 Prozent des Bruttoinlandsproduktes auf drei Prozent – und 700 000 neue Forscherstellen zu schaffen. Der ehrgeizige Plan erweist sich zwei Jahre später als Luftnummer: Die EU-Kommission gesteht, Europa sei – außer in Schweden und Finnland – „weit davon entfernt, dieses Ziel zu erreichen“.

Also ächzen die europäischen Unis weiter unter der Last, immer mehr Studenten mit immer weniger Geld ausbilden zu müssen, während die amerikanischen



Der Doktorvater

Alfred Spormann, 45, Professor für Mikrobiologie, Stanford, Kalifornien, in seinem Labor im „Bio-X Clark Center“

Das Angebot für eine Habilitationsstelle schlug Alfred Spormann aus: „Ich wollte mein eigener Herr sein“, sagt der Mikrobiologe, der an der Universität von Stanford so genannte Biofilme erforscht – Bakterien, die auf Oberflächen wachsen und für fast zwei Drittel aller Infektionen in Krankenhäusern verantwortlich sind. „Man kennt die Organismen, aber man weiß nicht, wo sie herkommen“, erklärt Spormann. Wo er hinwollte, wusste der Wahlkalifornier sehr genau: In die USA zog es ihn wegen der Aussicht, nach der Promotion sofort eine Professur zu bekommen. „Damit lohnt es, sich voll reinzuknien“, sagt er und verfällt – nach 15 Jahren kann das schon mal passieren – für einen Moment ins Englische: „You work your guts off“, man ackert wie ein Irker, „aber dafür ist es dann auch deins.“ Lohn der Mühe ist ein eigenes Labor im brandneuen „Bio-X Clark Center“: „Spormann Lab“ steht auf dem Türschild, und zum Team des 45-Jährigen gehören regelmäßig deutsche Nachwuchsforscher, derzeit zwei Doktoranden und zwei Postdoktoranden.

„Von der Atmosphäre, von den Möglichkeiten ist das Arbeiten hier gar nicht mit Deutschland zu vergleichen“, sagt Kai Thormann, einer der beiden Postdocs. „Es ist einfach enorm viel da, an Geräten und an Know-how.“ Für den 32-Jährigen stellt sich demnächst die Frage: Dableiben oder zurückgehen? Seine Frau, eine Physiotherapeutin, darf in den USA nicht arbeiten, deshalb steht die Entscheidung eigentlich schon fest. „Wenn sich in Deutschland eine gute Stelle auftut, gehen wir zurück“, sagt Thormann. „Aber nicht mit Gewalt. Dies hier ist ein Traum – mit allem, was dazugehört.“

werden, 14 Minuten vor Abgabeschluss. Es geht um sieben Millionen Dollar, das würde reichen, Thruns Arbeit vier Jahre lang zu finanzieren. Er hat zum Beispiel einen Modellhubschrauber konstruiert, der automatisch das Gelände erfasst und kartografiert, das er überfliegt. So etwas sollte die Darpa eigentlich interessieren.

Wenn nicht, hat Thrun ein Problem – allerdings kein existenzielles, denn er ist Professor auf Lebenszeit. Das war Teil des Deals, mit dem Stanford ihn von der Carnegie Mellon University in Pittsburgh abwarb. Nun soll er Stanford in der künstlichen Intelligenz größeres Renommee verschaffen. Da ist die Edel-Uni bisher eher schwach, und das darf nicht sein, denn Stanford lebt von seinem Ruf. „Wir arbeiten quasi als Firma, nicht als Bildungsinstitution“, sagt Thrun. „Die Studenten kaufen für viel Geld ein Produkt – Erziehung –, darum haben sie auch das Recht, das Produkt einzufordern.“

Es wäre bequemer, in Deutschland Professor zu sein, ohne den Druck, Resultate zu liefern, Fördergeld zu beschaffen und Studenten zu bedienen – aber dafür müsste Thrun viel mehr Arbeit investieren, um talentierte Mitarbeiter zu finden. „Hier wollen die Besten der Welt hinkommen, und sie zahlen noch dafür“, sagt er. „Das System der Elite-Uni hilft einem da enorm.“

Nichts könnte Thrun derzeit zurücklocken, aber viele andere überlegen durch-

aus. Mehrere Initiativen versuchen, Rückkehrwilligen attraktive Angebote zu vermitteln. Eine ist „GAIN“, das „German Academics International Network“ von DAAD, Humboldt-Stiftung und der Deutschen Forschungsgemeinschaft, eine andere die „German Scholars Organization“ (GSO). Zusammen mit deutschen Firmen will die GSO ein Netzwerk unter deutschen Forschern in den USA aufbauen und im Internet eine Job-Börse einrichten. „Wir müssen uns bewusst machen, dass es ein weltweiter Konkurrenzkampf um Spitzenkräfte ist“, fordert Eicke Weber, Professor in Berkeley und einer der Gründer der GSO. Da schlafe Deutschland bisher: „Es ist die crème de la crème, die hierher kommt, und wir lassen sie allein!“

VIELE UNTERNEHMEN haben das Problem inzwischen erkannt: Auf Job-Messen wie der „European Career Fair“ in Boston versuchen die Personaler von Lufthansa, Deutsche Bank, Roche, Bosch, Infineon, Siemens, Shell und Continental Absolventen der Elite-Universitäten Harvard und MIT abzuwerben. Schon früh am Morgen füllt sich die Halle auf dem Campus des Massachusetts Institute of Technology, Hunderte deutsche Chemiker und Mediziner, Politologen und Ingenieure aus Harvard und Yale, aus Princeton und Dartmouth führen kurze Gespräche an den Firmenständen, hören sich die An- ➔



Die Umworbene

Maria Grunwald, 35, Biochemikerin in Harvard, hier auf der Job-Messe „European Career Fair“ in Boston. Am Anfang hat sich Maria Grunwald noch gewundert. Da wurde ihr bei Bewerbungsgesprächen an amerikanischen Forschungsinstituten der rote Teppich ausgerollt. Zwei Tage lang kümmern sich Kollegen um die Bewerber und buhlen um die besten Kandidaten. In Deutschland, so sagt sie, „ist das völlig undenkbar. Da ist man immer in der Bittstellung. Da ist man einer von zehn Bewerbern, die an einem Tag abgefertigt werden. Das ist kontraproduktiv und wird der Sache nicht gerecht.“

Die Kielerin kam vor neun Jahren in die USA und will im Moment nicht mehr zurück. Sie schrieb ihre Doktorarbeit in Baltimore, machte ihren ersten Postdoc in Berkeley und ist nun Wissenschaftlerin auf dem Gebiet der Alzheimer-Forschung an der Harvard Medical School. „Hier ist alles so viel effizienter“, sagt sie. „Hier ist die Haltung: ‚Let's get things done‘. Ich kenne viele, die ihre Rückkehr nach Deutschland sehr bereut haben. Es gibt einfach nicht genug Geld für die neuesten Geräte und wenig Aussichten auf Professorenstellen. Und die Pläne der Regierung jetzt greifen viel zu kurz.“

Wenn Maria Grunwald vom Wissenschaftsstandort Deutschland spricht, tut sie dies mit Besorgnis über ein unflexibles Land, das Probleme mit der Zukunft haben wird. „In den USA ist man offener für Karrierewechsel und flache Hierarchien. Selbst das Alter spielt keine große Rolle. Deutsche Unternehmen und Professoren sehen das anders und viele Entscheidungen sind noch an die Altersstruktur gebunden.“ Sie spielt nun mit dem Gedanken, die Universität zu verlassen und eine Karriere in der Industrie zu beginnen. „In den USA gibt es weitaus mehr Entwicklungsmöglichkeiten. Meine berufliche Zukunft sehe ich hier.“ Angst um den Arbeitsplatz hat sie nicht. Die Frage ist eher: Wer gewinnt das Rennen um sie?

FOTO: JAY REED



Die Karrieremutter

Gabrielle Heilek-Snyder, 37, Palo Alto, Kalifornien, in ihrem Labor beim Pharmakonzern Roche Biotechnologie interessierte Gabrielle Heilek-Snyder schon immer, so blieb sie nach ihrer Promotion an der Universität von Santa Cruz gleich in Kalifornien. „Deutschland war 1995 noch nicht so weit“, sagt sie. „In Nordkalifornien mit etwa 400 Biotech-Firmen gibt's fast alles, was man will.“ Bei Roche testet sie neue Medikamente auf ihre Wirksamkeit gegen Viren. Zudem haben es berufstätige Mütter in Amerika leichter, findet Heilek-Snyder, deren Mann Tim bei der Nasa beschäftigt ist: „Obwohl wir hier mehr arbeiten, ist das Leben weniger stressig.“ Einkaufen nach Büroschluss – kein Problem. Roche hilft bei der Kinderbetreuung für Sohn Colin. Was der gebürtigen Oberbayerin fehlt, ist ein richtiger Winter: „Da müssen wir immer in den Schnee.“

gebote an, doch nur wenige verabreden sich zum Job-Interview am nächsten Tag.

Will Deutschland eine Chance haben, seine schlaun Köpfe aus den USA zurückzuholen, braucht es nicht nur attraktive Job-Angebote; vor allem müssen die heiligen Kühe des Wissenschaftsbetriebs geschlachtet werden – zum Beispiel die zeitraubende Prozedur der Habilitation. „Das System gehört abgeschafft“, fordert der junge Physiker und IBM-Forscher Andreas Heinrich. „Falls irgendeine Uni mich will, muss sie mich ohne Habilitation nehmen.“ Das Einzige, was ihn aus seinem Traumlabor im Silicon Valley herauslocken könnte, wäre eine Position an einem Max-Planck-Institut. „Max Planck, das wäre was“, sagt Heinrich und hält kurz inne, so wie ein Gourmet, der eine besondere Köstlichkeit genießt. „Die beste Stelle für Physik auf der Welt, das ist Max-Planck-Direktor. Der hat relativ viel Geld und viele Mitarbeiter, auch langfristige. Wenn die mich ansprechen würden, dann müsste IBM sich schon ganz schön anstrengen“, sagt der Physiker.

Sein Boss, der Amerikaner Don Eigler, nickt. Eine Max-Planck-Stelle würde ihm selbst gut gefallen. Aber was seinen Schützling angeht – da soll bitte keiner auf dumme Gedanken kommen: „Andreas kriegt ihr nicht zurück!“, ruft er halb im Scherz. „Die guten Leute behalten wir hier!“



MITARBEIT: DORIS SCHNEYINK

AM KIOSK

Die besten Unis

Studiert in Deutschland – abgeworben vom Ausland: Viele Hochschulen hierzulande müssen sich vor der Konkurrenz in den USA nicht verstecken. An zahlreichen deutschen Universitäten sind Lehre und Forschung Weltspitze. Welche das sind und wo sich ein Studium ganz besonders lohnt, zeigt das große Hochschulranking von *stern* und CHE (Centrum für Hochschulentwicklung).

Die Ergebnisse für 25 Fächer – von Anglistik über Jura, Wirtschaftswissenschaften bis Zahnmedizin – werden im neuen *stern spezial* CAMPUS & KARRIERE ausführlich beschrieben. CAMPUS & KARRIERE gibt es für 3,50 Euro am Kiosk.

